

BERND FISCHERAUER

# NEUMANN

ROMAN · PICUS



**BERND FISCHERAUER**

# Neumann

**ROMAN**

**PICUS VERLAG WIEN**

Dass sie es nicht mehr lange schaffen würde, war klar. Seit zehn Jahren ein Vollpflegefall, seit fünf Jahren nicht mehr selbständig aufgestanden und seit einem Jahr nur noch ab und zu und lieblos in einen Rollstuhl gesetzt. Das war ihr Leben. Zwei kärgliche Mahlzeiten täglich, eine Suppe zu Mittag, ein Grießbrei am Abend, ein Tee in der Früh und ein bisschen Hygiene, nicht enden wollende Tage, unendliche Nächte und den Tod vor Augen. Sonst war da nichts mehr.

Besuch bekam sie schon lange nicht mehr. Nur ich kam noch. Einmal im Jahr. Für zwei Tage. Drei, wenn es hoch kam. Und auch das nur, weil sie meine Mutter war. Nicht weil ich sie liebte. Im Gegenteil. Aber seit meine Schwester tot war, hatte sie sonst niemanden mehr.

Seit zwei Jahren hat sie ins Bett geschissen. Bewusst. Und zwar wenn ich da war. Um sich an Schwester Gerti zu rächen, die sie so schlecht behandelt hat, weil ich nicht mit ihr geschlafen habe. Das Einzige, wovon die Frau, der Meinung meiner Mutter nach, träumte. Einmal mit einem »Herrn«, einem Gentleman, ganz groß auszugehen, in den Landhauskeller zum Beispiel, und dann in ein Hotelbett, um einmal richtig geliebt zu werden. Das sollte ich ihr doch wert sein. Ihr, die mich unter Schmerzen geboren hat.

Jetzt war sie tot und ich überlegte, ob ich dieser Schwester die Freude nicht machen sollte. Aus Dankbarkeit sozusagen. Für ihre jahrelange, selbstlose Pflege. Zu Mutters Tod bin ich nämlich zu spät gekommen. Um einen Tag und sechs Stunden. Sieht ja gar nicht schlecht aus, die Frau, dachte ich, und

wenn es sie glücklich macht. Aber dann musste ich an mein Alter denken und meine schrumpelige Haut und verwarf den Gedanken gleich wieder.

Ich war über siebzig, sie Anfang vierzig und ein Herr bin ich nun einmal wirklich nicht. Diese Enttäuschung sollte ich ihr ersparen. Also schenkte ich ihr ein Bild, das meiner Mutter gehört hat, einen ganz hübschen Druck von Dürers Händen in einem bescheidenen goldenen Rahmen, und bedankte mich für die Mühe, die sie sich mit ihr gemacht hatte. Daraufhin versicherte sie mir unter Tränen, sowohl meine Mutter als auch mich ihr Leben lang nicht vergessen zu wollen.



Meine Mutter war fast hundert, als sie endlich starb. Hätte sie nur neun Tage länger gelebt, hätte ihr nicht nur der Bürgermeister, sondern auch der amtierende Landeshauptmann höchstpersönlich gratuliert und ihr Pensionistenheim hätte ein Fest für sie ausgerichtet. Mit Kaffee und Kuchen und allem Drum und Dran, wie mir die Direktorin des Hauses, Frau Magister Böhme, den Tränen nahe, versicherte.

Die war ganz begeistert von ihr. Eine wie meine Mutter würde das Heim so schnell nicht mehr kriegen. Eine Frau, die trotz ihres berühmten Sohnes so bescheiden und freundlich, voll Verständnis und immer hilfsbereit war.

Wie kann ein Vollpflegefall hilfsbereit sein, habe ich mich gefragt. Und bescheiden? Angst hatte sie ihr Leben lang. Nur nicht auffallen, das war ihre Dauerdevise.

Und freundlich? Ja, zu Menschen, die »etwas Besseres« waren. Radfahrertechnisch. Zu Menschen mit Titeln! Professor, Primar, Dozent, Ingenieur. Und zu Uniformträgern. Aber zu Schwester Gerti zum Beispiel war sie die Pest. Zur Böhme, der »Frau Magister«, schießfreundlich, aber die jugoslawische Putzfrau grüßte sie nicht.

Und voller Verständnis? Also mich hat sie nie verstanden. Und meine Schwester schon gar nicht. Die ist nach der Matura, da war ich achtzehn, als Au-pair nach Paris und hat sich in den ältesten Sohn ihrer Dienstgeber verliebt. Einen Franzosen! Noch dazu einen Juden! Weil sie weg wollte. Einfach nur weg, weg aus diesem Kaff der Volkserhebung, dieser Enge der Ewiggestrigen. Weg und frei. Genauso wie ich. Weg vor allem von

meinem Vater, der noch Anfang der sechziger Jahre an den Endsieg glaubte und mit seinen Freunden noch immer die Fahne hochhielt. Deswegen bin ich ja nach Wien, ins Künstlerleben, und begann, meinen ersten Roman zu schreiben. Ein Buch über die Kindheit in diesem immer noch braunen Österreich.

Er hat mir zu meinem neunzehnten Geburtstag ein Buch über die Auschwitz-Lüge geschenkt. »Die Wahrheit lügt!« Das muss man sich vorstellen! Da hatten in Frankfurt bereits die ersten Auschwitz-Prozesse begonnen und Adolf Eichmann war längst zum Tode verurteilt. Auf meine Frage, was er 1944 als Hauptscharführer im Warschauer Ghetto gemacht habe, hat er mir keine Antwort gegeben, sondern mir mein Monatsgeld gestrichen und gesagt, dass er dort, so alt wie ich, fürs Vaterland gegen Partisanen gekämpft habe, während ich nichts anderes täte, als, anstatt zu studieren, wirres Zeug zu schreiben und sein hart verdientes Geld zum Fenster hinauszwerfen.

Das waren fünfhundert Schilling pro Monat. Zum Sterben zu viel, zum Leben zu wenig.

Etwas Schöneres hätte er mir nicht antun können! Jetzt war ich endgültig frei!

Als Hilfsnachtportier im Hotel Astoria verdiente ich dann achthundertzwanzig netto im Monat. Die Trinkgelder gar nicht mitgerechnet. Und hatte jede Nacht Zeit zum Schreiben.

Aber das konnte meine Mutter nicht wissen. Die wusste ja nur, was ihr mein Vater erzählt hatte, der sicher war, dass ich ihm, über kurz oder lang, wieder aus der Hand fressen würde.

Das nur zum Thema Hilfsbereitschaft. Hätte ja sein können, dass ich am Verhungern war. Aus meinem Untermietzimmer geschmissen. Verzweifelt. Dem Selbstmord nahe. Aber nichts. Kein Anruf, kein Brief. Ich war ihr egal. Und meine Schwester genauso. Von der hatte sich ihr Franzose getrennt und sie

stand da mit zwei kleinen Kindern. »Selber schuld.« »Ich hab's ja immer gesagt.« »Aber sie wollte ja nicht auf mich hören.«

So war meine Mutter, meine liebe Frau Böhme.

Und trotzdem habe ich mich, nach dem Tod meines Vaters, um sie gekümmert. Ihr sechshundert Mark pro Monat geschickt, weil ihre Pension für das Heim nicht gereicht hat, und ihr einmal im Jahr eine Kur bezahlt. Drei Wochen. In Bad Gleichenberg. Das waren dann noch einmal tausendfünfhundert. Später dann dasselbe in Euro. Aber woher das Geld kam, hat sie nie interessiert. Es hat sie höchstens gewundert, dass man mit solchen »Bücheln« und dem Fernsehmist so viel Geld machen kann. Denn meine »Feuerpferde« fand sie entsetzlich und meine Reisebücher hat sie erst gar nicht gelesen. Verständlich sogar. Denn verreist ist sie nie. Und Fernseher hatte sie ihr Leben lang keinen.

Ob ich sie noch einmal sehen wolle, wollte Frau Böhme dann wissen. Ich verstand nicht ganz. »Ihre Frau Mama ist noch im Haus. Im Keller. Im Kühlraum. Am Freitag war keiner mehr da und vor Montag, Sie verstehen ... ich bringe Sie gerne hinunter.«

Im Fahrstuhl fiel mir ihr Achselweiß auf. Es roch auch danach. Und ihr Make-up begann sich aufzulösen.

»Sie wissen gar nicht wie, ich meine ...« Dabei sah sie mich an wie ein Sixties-Teenie, der das Glück hat, Elvis Presley im Aufzug zu treffen.

»Was denn, Frau Böhme?«

»Wie ich Ihre Bücher verschlungen habe. Ich wusste ja gar nicht, dass Sie, ich meine ... dass Sie es sind, bis ich vor paar Wochen durch Zufall auf *Arte* ... dieses Porträt über Sie ... es war zu Ihrem Siebzigsten, glaube ich ... dass Sie der sind, den ich so verehere ... Ihre Mama hat ja nie gesagt, dass Sie ... für mich waren Sie bis dahin ein Herr Neumann von vielen ... dass Sie Friedrich Neumann sind, dessen Bücher ich alle, seit sie auf den Bestsellerlisten ... diese Wahnsinnsbücher ... wieso sind die nicht schon früher, Herr Neumann?«

Das wollte ich ihr jetzt nicht lange erklären. Aber sie erwartete ohnehin keine Antwort.

»Wirklich, Ihre Bücher sind einzig und auch mein Mann, der liest ja sonst nie was, aber Ihre ›Feuerpferde‹ hat er, genauso wie ich, in einem einzigen Rutsch gelesen. Ihre ›Janusköpfe‹ genauso und die ›Herzenstörer‹. Einfach alle. Mein Liebling ist ja Ihr letztes, die ›Dauerläufer‹. Das les ich gerade zum dritten Mal ... und deswegen wollte ich, weil Sie werden ja jetzt nicht mehr kommen, wollte ich Sie bitten, ob Sie sie mir signieren könnten. Vielleicht mit einer Widmung für uns beide, denn auch mein Mann ...«

Na, wenigstens will sie mich nicht zum Essen einladen!

»Ich bringe sie am Montag mit, wenn ich darf, wenn wir den Papierkram erledigen müssen.«

»Das mache ich gerne, Frau Böhme.«

»Und darf man fragen, wann man, wann ich Ihr nächstes, ich meine ...«

»Das wird wohl noch eine Weile dauern.«

Die Hitze im Aufzug war kaum zu ertragen und ihr Schweißgeruch auch nicht.

Dafür war es im Kühlraum dann wirklich kühl. Auf einer Bahre lag meine Mutter. Auf einer anderen eine weitere Tote.

»Es tut mir leid, aber die Frau Gebhart, die ist heute Nacht erst gestorben. Ich meine, dass Sie mit Ihrer Frau Mama nicht allein sein können.«

»Schon in Ordnung, Frau Böhme.«

»Und wenn Sie bitte das Licht ausmachen, wenn Sie ... und den Schlüssel bitte. Wenn Sie den dem Herrn Sigi, dem Portier, Sie kennen ihn ja ... ich muss dann leider nach Hause, mein Mann ... oder darf ich Sie zum Essen einladen? Es würde ihn sicher sehr freuen und ich ...«

Also doch! Die Flecken unter ihren Achseln waren noch größer geworden und ich sah ihren Atem. Es war nicht kühl, es war kalt in dem Kühlraum.

»Es gibt ...«

Egal was es gab. Das brauchte ich dringend!

»Das ist sehr nett von Ihnen, Frau Böhme, aber ich habe leider ...«

»Versteh schon, ich hab nur gedacht, ich meine ...«

»Wir sehen uns am Montag.«

»Ich bin ab acht im Büro.«

Sie schloss die Tür so leise, als hätte sie Angst, die beiden Toten zu wecken. Ihr Schweißgeruch stand im Raum und ich wusste nicht, was ich dort eigentlich sollte.

Ich hatte meine Mutter noch nie ohne Zähne gesehen. Wie eine Mumie sah sie aus mit diesem eingefallenen Mund und so alt, wie sie war.

Ich fühlte mich plötzlich schuldig. Warum war ich nicht früher gekommen? Vielleicht hätten wir ...? Blödsinn! Hätten wir nicht! Und sie hätte ja warten können. Dreißig Stunden. Als wäre es auf die noch angekommen. Aber so war sie. Immer hart. Und am härtesten immer gegen sich selber.

Da lag sie jetzt und es war alles aus und vorbei. Ihr ganzes langes, beschissenes Leben, das nur aus »man muss«, »man wird«, »man würde«, aus Angst und aus Obrigkeitsdenken bestanden hatte, aus angeblicher Wahrheit und Selbstbetrug, und sie kam mir noch kleiner vor, als sie ihr Leben lang gewesen war.

Zu sagen hätte es nichts mehr gegeben. Noch dazu vor Frau Gebhart. »Geboren 8. März 1945, gestorben 11. Juli 2016«. Das stand auf dem Klemmbrett am Fußende ihrer Bahre in einer kindlichen Handschrift. Vielleicht der von Frau Gerti. Würde passen zu ihr.

Henrike Gebhart. So alt wie ich. Sogar zwei Monate jünger. Wäre interessant, etwas über ihr Leben zu wissen. Vielleicht kannte ich sie ja sogar. War womöglich mit mir in der gleichen Schule und hatte nur anders geheißen. Wäre ja denkbar. Henrike ist schließlich kein häufiger Name. Und mit einer Henrike bin ich einmal gegangen.

So hieß das damals. Bestimmt ein paar Wochen. Da war ich fünfzehn. Bis sie mir der Franz dann ausspannte. Der war um zwei Jahre älter als ich und war schon einmal in Frankreich gewesen. Côte d'Azur und Paris. Zur Maturareise.

Jahre später waren wir die besten Freunde. Und das wären wir heute noch, wenn er nicht vor acht Jahren an diesem Scheißkrebs gestorben wäre.

Ich hatte damals meine ersten Gedichte geschrieben. So Sturm-und-Drang-Jugendmist und ein Hörspiel. Kafka war

in dieser Zeit alles für mich und so war es nur zu normal, dass es epigonal war. Beim Rundfunk gab es allerdings einen Mann, der es großartig fand und es produzierte. Mit Sprechern, die damals die Stars an den Vereinigten Bühnen waren. Mit David Otto und der fantastischen Alma Andersen. Die hatte ich in »Maria Stuart« gesehen. Als Elisabeth. Ich bekam sogar ein Honorar: Zweihundertzwanzig Schilling. Das weiß ich noch wie heute. Für mich ein Vermögen. Und so nahm alles seinen Anfang.

Ich begann Kurzgeschichten zu schreiben. Eine jagte die nächste. Die sprudelten nur so aus mir heraus. Eine davon las ich eines Tages im Forum. Das hatte der Franz eingefädelt. Der kannte Alfred, der dort für Literatur zuständig war und tolle Gedichte schrieb. Dem gefiel mein Stil. Ein Ritterschlag!

Außer mir und noch ein paar anderen Hoffnungsträgern, wie der Alfred uns nannte, las an dem Abend auch der Herfort. Der war damals schon ein berühmter Dichter. In Graz zumindest. Es waren bestimmt hundert Leute da.

Meine Eltern nicht. Mein Vater nicht, weil er Nachtdienst hatte, und meine Mutter nicht, weil sie Angst davor hatte, dass meine Geschichte durchfallen und sie jemand erkennen könnte. Diese Schande wollte sie sich ersparen. Dabei kannte sie kaum jemanden in der Stadt und die, die sie kannte, gingen bestimmt nicht ins Forum.

Aber Onkel Hans war da. Und nur das war mir wichtig.

Bei dem hatten wir, bis ich zwölf war, gewohnt. In seiner Villa am Ruckerlberg. Weil wir ausgebombt waren, mein Vater nicht da war und meine Mutter nicht wusste, wohin mit uns Kindern. Dafür hat sie ihm den Haushalt gemacht.

Onkel Hans war damals schon emeritiert und weit über siebzig. Er war Geschichtsprofessor an der Uni und nur entfernt



mit uns verwandt. Seine Mutter war eine Cousine der Großmutter meines Vaters. Und trotzdem hat er uns aufgenommen. Obwohl mein Vater ein Nazi war und er Sozialdemokrat.

Sicher weil wir ihm leidtaten. Nicht nur wir Kinder. Auch meine Mutter. Die war für ihn nur ein Opfer der Zeit. Wie er ja auch. Allerdings anders herum.

Er hatte nicht mitgemacht, als die Nazis kamen. Wurde deswegen vom Dienst suspendiert. War arbeitslos gewesen, bis der Spuk vorbei war. Sogar interniert eine Zeit lang. Von ihm lernte ich schreiben und lesen, als ich noch nicht fünf war. Und dass meine Schwester und ich aufs Gymnasium gingen, hatten wir ebenfalls ihm zu verdanken.

Sein Urteil war mir als einziges wichtig. Und er war stolz auf mich an diesem Abend.

Die Geschichte war eine Parabel auf meine verlorene Kindheit und spielte auf einem fremden Stern, auf dem Untiere hausten, die, nach tausend verlorenen Schlachten und unendlichen Gräueltaten, noch immer versuchten, aus ihren Jungen ebenbürtige Monster zu machen.

Meine Kindheit war nämlich an dem Tag zu Ende gewesen, an dem mein Vater plötzlich aufgetaucht war und wir in eine enge Zwei-Zimmer-Kabinett-Küche-Wohnung im Griesviertel zogen, weil Onkel Hans ihn nicht im Haus haben wollte.

Das war 1957. Nach der Generalamnestie, nach der es, von einem Tag auf den anderen, in ganz Österreich keine Nazis, sondern nur noch Opfer gab. Davon hatte ich damals allerdings keine Ahnung. Das erzählte mir Onkel Hans erst viel später. Als ich begann, mich für Geschichte zu interessieren. Da war ich siebzehn.

Von ihm wusste ich auch alles über meinen Vater. Alles, soweit er es wissen konnte. Dabei war er selber ja nicht gewesen.

Aber was die Nazis, allen voran die SS-ler, in all den Jahren verbrochen hatten, war inzwischen bekannt und ich konnte eins und eins ja zusammenzählen.

Dass sich mein Vater all die Jahre unter falschem Namen bei Bauern versteckt hatte, wusste Onkel Hans allerdings ganz sicher. Das hatte ihm meine Mutter in einer schwachen Stunde gestanden.

Die Wohnung hatte mein Vater von einem Freund aus früheren Tagen, der ihm auch einen Posten besorgte. Bei einer Wach- und Schließgesellschaft. Da konnte er wieder eine Uniform tragen. Und eine Pistole. Das passte zu ihm.

Verdient hat er nicht viel. Also musste meine Mutter arbeiten gehen. Halbtags von zwei bis sieben. Bei einem Rechtsanwalt. Tippen hatte sie ja mal gelernt. Damit verdiente sie zwar kein Vermögen, doch man konnte sich einiges leisten.

Aber mit unserem Kinderleben war es vorbei. Streng war auch meine Mutter immer gewesen, aber da war Onkel Hans, der versuchte, aus ihr einen mütterlich sorgenden Menschen zu machen und sich immer vor uns stellte, wenn sie gar zu arg zuschlug. Doch den gab es nun nicht mehr und mein Vater hatte das alleinige Sagen. Es gab nur noch sinnlose Regeln und harte Strafen. Zucht und Ordnung war alles für ihn. Zucht vor allem. Wegen nichts und wieder nichts schlug er zu. Nicht nur bei mir. Auch bei Johanna.

Die musste sich ausziehen, bevor er mit seinem Gürtel zuschlug, und meine Mutter sah tatenlos zu und tat nur noch, was er anschaffte.

Von diesen schlimmen Jahren handelte mein erstes Stück, das Franz inszeniert hat. Ebenfalls im Forum. Mit Schülern von der Schauspielschule. Ein absurdes Drama, in dem zwei Kinder versuchen, ihren Eltern, die, wie Hofhunde an Ketten hängend, nur noch kläffen und bellen und knurren können, in einer neuen Zeit wieder die menschliche Sprache beizubringen.

Onkel Hans war damals leider schon tot. Der wäre bestimmt

wieder stolz auf »seinen Jungen« gewesen. Aber Alma Andersen saß in der ersten Reihe und war hellauf begeistert: »Ihr Stück hätte ins Schauspielhaus gehört, lieber Friedrich.«

Schon wieder ein Ritterschlag!

Sie blieb noch zur Premierenfeier, umarmte mich zum Abschied und fragte, ob ich die nächsten Tage einmal Zeit für sie hätte. Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und antwortete: »So lange kann ich nicht warten.« Da nahm sie mich mit nach Hause, in ihre reifen Arme, und ich war das erste Mal im Leben glücklich.

In der *Tagespost* wurde Franz ein großes Talent attestiert, ich wurde mit Vitrac und Ionesco verglichen.

Von denen hatten wir beide noch nie etwas gehört. Aber Alma meinte, dass ich mir ein größeres Kompliment gar nicht wünschen könnte. Sie kannte Ionescos Stücke natürlich. Und auch »Victor oder die Kinder an der Macht« von Vitrac.

Was sie faszinierte war, dass Künstler, unabhängig von Tradition und Sprache, zum gleichen Zeitpunkt auf der Suche nach einer neuen Form ähnliche Ideen fürs Theater hatten. Ich hatte natürlich gar nichts gesucht. Einfach drauflos geschrieben, um mit meinen Eltern abzurechnen, die meinten, aus ihren Kindern Menschen machen zu müssen, die in die vergangene Zeit gepasst hätten.

Aber die waren bei der Aufführung wieder nicht dabei. Meine Mutter lag im Krankenhaus, mit der Gallenblase, und mein Vater war wie immer am Abend im Dienst. So erfuhren sie erst aus der Zeitung, dass ich eine Hoffnung am Dramatikerhimmel war. Aber das hieß für sie gar nichts. Beruf war das absolut keiner für sie. Es war brotlose Kunst, aus mir sollte einmal etwas Besseres werden. Ein Jurist am besten. Im Staatsdienst mit Fixum und einer hohen Pension. Wozu würde ich sonst aufs Gymnasium gehen?

»Du studierst was ich sag, oder du kannst auf den Bau gehn. Da kannst von mir aus dann dichtn bis d' schwarz wirst.«

Diesen Satz meines Vaters habe ich bis heute im Ohr.

Flucht! Du musst weg! Du wirst sonst wahnsinnig hier! Das war mein einziger Gedanke. Nur wie ich das anstellen sollte, war mir nicht klar.

Ich war minderjährig, und bis zur Volljährigkeit waren es noch ganze zwei Jahre. So lang musste ich tun, was meine Eltern von mir verlangten. So war das damals.

Der Franz hatte es gut. Der ging nach dem Bundesheer nämlich nach Wien. Hatte die Aufnahmeprüfung am Reinhardt Seminar bestanden und seine Mutter war stolz auf ihn. Fand es toll, einen Künstler zum Sohn zu haben, der Regisseur werden wollte.

Nicht wie meine, die nie begriff, dass meine Begabung mein Schicksal war. Ein Geschenk. Und vor allem eine große Verpflichtung. Schriftsteller wird man nicht, Schriftsteller ist man! Aber das hat sie bis zu ihrem Tod nicht verstanden.

Franz hatte dann die Idee. »Du musst etwas studieren, was es in Graz nicht gibt. Staatswissenschaften, zum Beispiel. Das gibt's nur in Wien und das klingt nach was. Dann bist du weg vom Schuss, machst, was du willst, und deine Alten sind glücklich.«

Und er hatte recht.

Mein Vater war anfangs natürlich dagegen. »Wer soll das denn bezahlen, ich bitt dich?« Und meine Mutter hatte Angst, dass ich in der Großstadt, in diesem Sündenbabel, garantiert unter die Räder kommen würde.

Aber letztlich konnte ich sie dann doch überzeugen.

Die Aussicht, dass aus mir ein Diplomat werden könnte, ein

Minister sogar, veranlasste sie dazu, auf meinen Vater einzureden und ihm die Erlaubnis abzurufen. Das war das einzige Mal, dass sie sich gegen ihn durchgesetzt hat.

Wie der Weihnachtsmann hat er sich dann aufgespielt.

»Wenn du mit fünfhundert monatlich auskommst, von mir aus. Und wenn nicht, musst dir halt was dazuverdienen. Aber ich will Zeugnisse sehen, dass das klar ist. Einen einzigen Pintsch und du kannst auf'n Bau gehn.«

Ich habe dieses Spiel dann mitgespielt, den übergelücklichen, dankbaren Sohn gegeben und während meines Ferienjobs in Deutschland, in Gerresheim, in der Glasfabrik, zwei Monate Doppelschicht am Fließband geschoben. Das war hart, aber am Ende hatte ich fast zweitausend Mark in der Tasche. Dreizehntausendzweihundertvierzig Schilling! Das war richtig Geld. Geld genug für den Start in ein rauschendes Künstlerleben. Geld, mit dem ich mir, kaum in der Bundeshauptstadt angekommen, ein Künstler-Outfit kaufte, das ich über Jahre nicht mehr ablegte. Einen Mao-Anzug aus schwarzgrauem Fischgrät-Kammgarn.